

Transnationale Heiratsmuster und transnationale Heiratsstrategien.

Ein Erklärungsansatz zur Partnerwahl von Migranten

Von Elisabeth Beck-Gernsheim

Zusammenfassung: Wer heiratet wen und warum? Die Partnerwahl unter Migranten ist zum Thema politischer und wissenschaftlicher Diskussionen geworden. Empirische Untersuchungen, die sich mit Migrantengruppen unterschiedlicher Herkunft befassen, zeigen einen durchgängig ähnlichen Trend: Viele Migranten heiraten einen Partner, der aus dem Herkunftsland kommt. Während in der Öffentlichkeit dieses Verhalten meist als Zeichen mangelnder Integration gewertet wird, ergibt die hier vorgelegte Analyse ein deutlich anderes Bild. Demnach sind die Beweggründe vor allem in der Besonderheit transnationaler Räume zu suchen und in den Lebensbedingungen, die sich in solchen Räumen herausbilden. Drei solcher Bedingungskonstellationen werden gezeigt. Da sind erstens die Anforderungen der Familienloyalität, die sich angesichts wachsender Migrationsschranken neu gestalten: Personen im Herkunftsland setzen auf Heirat als Migrationschance. Zweitens spielen hier die neuen Formen der weltweiten Ungleichheit eine Rolle, die Hierarchie zwischen Ländern der Ersten und Dritten Welt. Das gibt Migranten, die den Sprung in die ersehnte Erste Welt geschafft haben, Status und Ansehen in der Herkunftsgesellschaft und auf dem dortigen Heiratsmarkt viel Aushandlungsmacht. Drittens schließlich sind die Geschlechterverhältnisse in Bewegung geraten, in der Mehrheitsgesellschaft, aber auch in Migrantenfamilien. In dieser Konstellation sind Männer wie Frauen bemüht, die Machtbalance in der Ehe neu auszutarieren – und dabei kann die Heiratsverbindung mit einem aus dem Herkunftsland nachziehenden Partner strategische Vorteile versprechen.

1. Einleitung: Migration und die Frage der Integration

In den letzten Jahrzehnten hat die geographische Mobilität rapide zugenommen, und zwar weltweit. Immer mehr Menschen bewegen sich über immer größere Distanzen, über die Grenzen ihrer Herkunftsregion und oft auch über nationale Grenzen hinweg. In der Folge verändern sich nicht nur die Länder, aus denen viele Menschen abwandern, sondern ebenso die Länder, die starke Einwanderung erfahren. In diesen, den Aufnahmeländern, wird die Bevölkerung zunehmend bunter gemischt, ethnisch heterogener – und dies nicht nur in Ländern wie USA und Kanada, die ihrem Selbstverständnis nach Einwanderungsländer sind, sondern auch in vielen Ländern Mittel- und Westeuropas, die sich bislang weit eher als Nationalstaaten mit weitgehend homogener Bevölkerung sahen.

Je mehr nun die neue Konstellation ins Bewusstsein gerät – und je mehr insbesondere deutlich wird, dass viele der Zuwanderer dauerhaft ansässig werden –, desto mehr wird in den Aufnahmeländern die Frage verhandelt, wie sich das Verhältnis zwischen einheimischer und zugewanderter Bevölkerung gestaltet. Integrieren die Zuwanderer sich, passen sie sich den Anforderungen der neuen Umgebung an, finden sie Zugang zur Mehrheitsgesellschaft? Oder bleiben sie dauerhaft unter sich, halten fest an den Sitten und Bräuchen der fernen Heimat, bilden eigene Parallelgesellschaften innerhalb des Aufnahmelandes?

Mit anderen Worten: Es ist das Thema der Integration, das sich zunehmend ins Zentrum schiebt. Über Integration wird diskutiert – aus unterschiedlichen Blickwinkeln und mit unterschiedlichen Bewertungen – in Politik und Wissenschaft, in Medien und Öffentlichkeit (z.B. *Bade/Bommes* 2004; Sachverständigenrat für Zuwanderung und Integration 2004). Vom Bildungssystem bis zum Arbeitsmarkt, von Gesundheit bis Wohnen, von Freizeitverhalten bis zu Freundschaftsnetzwerken – in den verschiedensten Bereichen wird nach der

Position der Migranten und ihrem Verhalten gefragt. In diesem Zusammenhang gerät nicht zuletzt auch das Heiratsverhalten ins Blickfeld, und die Frage heißt dann: Heiraten die Migranten nur untereinander? Oder gehen sie auch Verbindungen ein mit Partnern/Partnerinnen aus der Mehrheitsgesellschaft? Der Antwort wird großes Gewicht beigemessen, weil sie vielfach als Maßstab für Integration gilt. Wird eine Zunahme »gemischter« Ehen festgestellt – zwischen Zuwanderern und Einheimischen, z.B. zwischen Türken und Deutschen –, so wird dies als deutlicher Hinweis auf eine Annäherung zwischen den Gruppen gesehen, als Zeichen für gelingende Integration (z.B. *Esser* 1980; *Leggewie* 2000, S. 97ff; *Ohliger/Raiser* 2005, S. 45; *Vascovics* 1987). Wenn die Migranten dagegen vorwiegend Mitglieder ihrer eigenen ethnischen Gruppe heiraten, wenn Türken wiederum Türken und Marokkaner wiederum Marokkaner heiraten –, so wird dies als problematisch gewertet, als Hinweis auf soziale Distanz, ja auf Absonderung. »Sie« wollen sich fernhalten von »uns«, sie bleiben dauerhaft untereinander – so heißt es dann.

Was also wissen wir über Partnerwahl und Heiratsverhalten bei Migranten? Als Materialbasis zur Beantwortung dieser Frage nehme ich empirische Untersuchungen, die sich gezielt mit dem Heiratsverhalten von Migranten in verschiedenen Aufnahmeländern befassen. Dabei geht es um türkische Migranten in Deutschland (*Straßburger* 1999, 2000, 2003) bzw. Migranten aus den ehemaligen Anwerbeländern in Deutschland (*Klein* 2000; *Vetter* 2001); türkische und marokkanische Migranten in den Niederlanden (*Distelbrink/Loozen* 2005; *Hooghiemstra* 2001); türkische und marokkanische Migranten in Belgien (*Lievens* 1999; *Reniers* 2001); Migranten aus Südasien (Indien, Bangladesch, Pakistan) in Großbritannien (*Ballard* 1990; *Shaw* 2001, 2004); vietnamesische Migranten in den USA (*Thai* 2003); sowie algerische, türkische und marokkanische Migranten in Frankreich (*Autant* 1995; *Boulahbel-Villac* 1995; *Munoz* 1999). Wie leicht zu erkennen, handelt es sich dabei um Gruppen ganz unterschiedlicher Herkunft, Kultur und Geschichte. Und dennoch gibt es ein verbindendes Merkmal, das seinen Ursprung hat im globalen Wohlstandsgefälle. Wenn man die jüngere Geschichte betrachtet, so handelt es sich jeweils um Gruppen, die aus ärmeren Ländern gekommen sind, um in den wohlhabenden Ländern einen Arbeitsplatz und eine bessere Existenzsicherung zu finden. Mithin: es handelt sich um die Gruppen der klassischen Arbeitsmigranten, die oft (wenn auch durchaus nicht immer) in ihren Herkunftsländern in den ländlichen Gebieten ansässig waren, dort eher zur Unterschicht oder unteren Mittelschicht zählten, nicht selten nur eine geringe Ausbildung hatten.

2. Wer heiratet wen? Was man aus den vorhandenen Daten (nicht) ablesen kann

Der Trend

Was Partnerwahl und Heiratsverhalten dieser Migranten betrifft, zeichnen die vorliegenden Untersuchungen im Kern immer wieder ein ähnliches Bild. Je nach Gruppe gibt es spezifische Hintergründe, Rahmenbedingungen, Einflussfaktoren, aber dennoch zeichnet sich ein gemeinsames Grundmuster ab. Auf einen Satz zusammengefasst: Ob Türken, Marokkaner, Pakistani, Vietnamesen – viele Migranten heiraten einen Partner/eine Partnerin, der/die aus dem Herkunftsland kommt (*Autant* 1995; *Ballard* 1990; *Distelbrink/Loozen* 2005; *Hooghiemstra* 2001; *Janßen/Polat* 2006; *Lievens* 1999; *Reniers* 2001; *Shaw* 2001, 2004; *Straßburger* 1999, 2000, 2003; *Thai* 2003).

Die Frage ist nur: Was besagt dieser Trend? Ist durch solche Befunde belegt, dass die Migranten vorwiegend in ihren ethnischen Kolonien verbleiben und sich sozial nur wenig in der Mehrheitsgesellschaft verankern?

Im folgenden will ich zeigen, warum diese Schlussfolgerung – obwohl sie so naheliegend doch scheint – dennoch nicht stimmt. Das liegt wesentlich daran, dass die statistischen Daten

an entscheidenden Punkten erhebliche Lücken und Unschärfen enthalten. Aus genau diesem Grund bleiben sie mehrdeutig – und können, so meine These, über Integration oder Nicht-Integration der Migranten nichts aussagen.

Lücken in der deutschen Heiratsstatistik

Nehmen wir Deutschland als Beispiel, und hier wiederum die größte Migrantengruppe in Deutschland, nämlich die Türken. Auf den ersten Blick scheint es ganz einfach: Wir haben in Deutschland eine amtliche Statistik, die die Eheschließungen in Deutschland registriert, dabei auch die Nationalität der Eheschließenden ausweist, womit man für jedes Jahr feststellen kann, zum einen: wie viele türkisch-türkische Ehen geschlossen werden, und zum anderen: wie viele deutsch-türkische Ehen. Wo also liegt das Problem?

Auf mindestens drei grundlegende Schwierigkeiten stößt man hier. Zum einen erfasst die deutsche Heiratsstatistik nur diejenigen Ehen, die auf einem deutschen Standesamt geschlossen werden. Das fiel solange nicht ins Gewicht, als die Bevölkerung in Deutschland weitestgehend aus »Einheimischen« bestand, also mehr bis minder homogen war. Deutsche Staatsbürger, so kann man annehmen, werden im Regelfall zu einem deutschen Standesamt gehen, so sie heiraten wollen. Mit der Zunahme von Migration aber gewinnen andere Optionen an Bedeutung. So können Migranten in ihrem Herkunftsland heiraten; oder auf dem Konsulat ihres Herkunftslandes in Deutschland; oder auch in einem Drittland (Klein 2000; Straßburger 1999, 2000; Beck-Gernsheim 2004, S. 120f). Was also ist mit den türkischen Migranten, die in Deutschland leben, in Köln oder Frankfurt, aber in der Türkei heiraten, in Istanbul oder einem kleinen Ort in Ostanatolien? Was ist mit denen, die zwar in Köln oder Frankfurt heiraten – aber nicht auf dem Standesamt dort, sondern auf dem jeweiligen Konsulat? Die Antwort heißt ganz einfach: Sie werden in der amtlichen Statistik nicht erfasst. Und das sind nicht bloß Einzelfälle, im Gegenteil. Aus einer Studie, die über komplizierte Umwege auch andere Datenquellen erschließt, wissen wir so viel zumindest: Von den türkischen Migranten, die in Deutschland leben, heiraten die meisten im Herkunftsland, einige auf dem türkischen Konsulat in Deutschland – und nur eine Minderheit geht zum Standesamt hierzulande (Straßburger 1999, 2000). Dies also ist der erste Grund, warum die Daten der amtlichen deutschen Eheschließungs-Statistik nicht als Maßstab für Integration oder Nicht-Integration taugen: weil sie nur einen relativ kleinen Teil der Heiraten von türkischen Migranten erfassen. Oder wie Straßburger schreibt: Der »Flexibilität transnational handelnder Individuen wird die national ausgerichtete Heiratsstatistik nicht gerecht« (2000, S. 44).

Die zweite Schwierigkeit ergibt sich daraus, dass die deutsche Eheschließungsstatistik nur nach Staatsangehörigkeit sortiert, nicht aber nach Herkunft. Dies fiel solange kaum ins Gewicht, als die meisten Migranten ihre Staatsangehörigkeit beibehielten. Aber inzwischen hat sich die Situation deutlich verändert: In den letzten Jahren ist die Zahl der Einbürgerungen erheblich gestiegen, nicht zuletzt infolge des neuen Staatsangehörigkeitsrechts, das am 1.1.2000 in kraft trat (Bundesamt für Migration und Flüchtlinge 2005, S. 81ff). Wenn aber die Einbürgerungen zunehmen, dann lässt sich aus den Daten der deutschen Eheschließungsstatistik immer weniger ablesen, ob jemand innerhalb seiner Herkunftsgruppe heiratet oder darüber hinaus. Nehmen wir zur Veranschaulichung Fatih Akins Film »Gegen die Wand«, der im Jahr 2004 auf der Berlinale den Goldenen Bären gewann. Im Zentrum des Films steht die Geschichte eines jungen Mannes und einer jungen Frau türkischer Herkunft, die seit langem in Deutschland leben und hier heiraten. Da beide die deutsche Staatsangehörigkeit haben, würde ihre Ehe in der deutschen Eheschließungsstatistik als deutsch-deutsche erscheinen. Die Tatsache, dass sie innerhalb ihrer Herkunftsgruppe heiraten – was vielfach als Zeichen von Abschottung und Rückzug in einen Sonderraum gilt –, würde in der Statistik also gar nicht mehr sichtbar. Und stellen wir uns den anderen Fall vor: Hätte nur der eine der

beiden, der Mann oder die Frau, sich einbürgern lassen, so wäre ihre Ehe als eine deutsch-türkische Verbindung in die Eheschließungsstatistik eingegangen – und würde mithin, nach der gängigen Sichtweise, als Indiz für gelungene Integration gelten. Dies also ist der zweite Grund, warum die deutschen Eheschließungsstatistiken nicht als Maßstab für Integration oder Nicht-Integration der Migranten taugen: weil sie für das Faktum steigender Einbürgerung blind sind. Weil die ausländische Herkunft von Eingebürgerten in der Statistik verdeckt wird, entsteht ein statistisches Zerrbild. In der Folge ist die Heiratsstatistik nicht geeignet, gesellschaftliche Annäherungs- oder Abgrenzungsprozesse aufzuzeigen, die zwischen Migranten und Aufnahmegesellschaft stattfinden (*Straßburger* 2000, S. 44f; siehe auch *Nauck* 2004, S. 86f).

Hinzu kommt schließlich ein weiterer Punkt, der in den öffentlichen Debatten kaum je ins Blickfeld gerät (siehe hierzu *Straßburger* 2003, S. 32f): Zum Heiraten gehören bekanntlich immer zwei. Wenn also Ehen etwa zwischen Deutschen und Türken nur selten stattfinden – woher wissen wir dann, auf welcher Seite die Barrieren bestehen? Kommen solche Ehen nur selten zustande, weil die Türken keine Annäherung an die Deutschen wollen? Oder könnte es vielleicht auch umgekehrt sein: Sind es (manchmal, oft, wie oft) vielleicht auch die Deutschen, die keine Annäherung suchen? Aus einschlägigen Untersuchungen gibt es dazu einige Befunde, und diese lassen erkennen, dass es auf beiden Seiten Vorbehalte gibt – bei den Migranten wie bei den Deutschen (*Scheibler* 1992, S. 74ff; *Straßburger* 2003, S. 32; *Vetter* 2001, S. 210). Das aber heißt: Wenn wir die Heiratsstatistiken als Hinweis auf Integrationsbereitschaft oder mangelnde Integrationsbereitschaft betrachten wollen, dann können wir dabei nicht nur auf die Türken (oder sonstigen Zuwanderer) blicken, sondern wir müssen auch fragen: Zu wie viel Integration sind die Deutschen bereit?

3. Migration und Partnerwahl: Voraussetzungen und Hintergrundbedingungen

Aber auch wenn die vorliegenden Untersuchungen zum Heiratsverhalten von Migranten systematische Lücken und Unschärfen aufweisen und deshalb über Integration oder Nicht-Integration wenig aussagen können, so ist auf der anderen Seite doch auffallend, dass sie im Kern immer wieder ähnliche Befunde präsentieren. Als Partner werden häufig Personen gewählt, die aus dem Herkunftsland kommen – dieser Trend ist zu beobachten über eine Reihe von Jahren, bei verschiedenen Migrantengruppen und in verschiedenen Aufnahmeländern.

Weil die entsprechenden Befunde also auf eine systematische Linie hindeuten, ist es im Zeitalter der weltweiten Migrationsströme eine durchaus sinnvolle Aufgabe, sie zum Gegenstand einer genaueren Analyse zu machen und nach den Ursachen sowie nach den gesellschaftlichen Konsequenzen zu fragen. Im folgenden geht es zunächst einmal um die Ursachen, und die Leitfrage heißt: Woraus erklärt sich der beschriebene Trend? Was bewegt z.B. viele der türkischen Migranten dazu, bei der Frage der Partnerwahl den Blick auf das Herkunftsland zu richten – auch wenn sie in Deutschland geboren und aufgewachsen sind, auch wenn sie hier ansässig sind? Warum ein Leben in Deutschland – und dann einen Mann oder eine Frau aus der Türkei? Was sind die Bedingungen, Einflussfaktoren, Motivlagen, die zu solchen Entscheidungen führen?

Vorliegende Erklärungsansätze

Zur Frage der Heiratsbeziehungen innerhalb und zwischen sozialen Gruppen gibt es in der Soziologie eine Reihe von Erklärungsansätzen. So hat schon *Robert Merton* das Thema »Intermarriage« ins Blickfeld gerückt, die Heiratsbeziehungen zwischen Menschen verschiedener Nationalität, Ethnie, Klasse (1941/1976). Er hat dabei auf sozialstrukturelle Voraussetzungen bzw. Barrieren der Partnerwahl verwiesen, die sich aus den demographischen Merkmalen der Gruppen als Teilheiratsmärkte ergeben (also Größe einer sozialen Gruppe;

ihr Männer-/Frauenanteil; ihre altersmäßige Zusammensetzung; schließlich die Kontaktdichte zu anderen Gruppen) (1976, S.220). Von solchen Einflussfaktoren, so *Merton*, hängt ab, wie groß die Wahrscheinlichkeit ist, einen Partner eher in der eigenen Gruppe oder eher außerhalb derselben zu finden.

Neuere Autoren haben diese Überlegungen weitergeführt und als Analyse von Gelegenheitsstrukturen ausdifferenziert (z.B. *Klein* 2000; *Spickard* 1989, S.6ff und S. 361ff; *Vetter* 2001). So hat *Klein* z.B. für verschiedene Gastarbeiternationen in der Bundesrepublik Deutschland berechnet, welche Zusammenhänge zwischen der Exogamierate der betrachteten Gruppe und ihrem Männer-/Frauenanteil sowie ihrem quantitativen Umfang bestehen (2000, S. 330). Ebenfalls mit Blick auf die sogenannten Gastarbeiternationen hat *Vetter* ermittelt, welche sozialstrukturellen Heiratsbarrieren zwischen den einzelnen Nationen bestehen (2001).

Aber Gelegenheitsstrukturen sind immer nur ein Teil der Einflussfaktoren, nicht deren Gesamtheit. In diesem Sinne haben die oben genannten Autoren alle auch die Bedeutung weiterer Bedingungen betont, insbesondere das Gewicht von kulturellen Normen und Schranken. So verweist *Merton* z.B. auf die verbreitete Endogamierregel, die den Einzelnen dazu auffordert, bei der Partnerwahl innerhalb der eigenen Gruppe zu bleiben (1976, S. 228ff); *Klein* nennt das soziale Prestige einer Nationalitätengruppe oder die kulturelle Distanz zwischen verschiedenen Gruppen (2001, S. 310ff); *Vetter* spricht von sprachlicher, konfessioneller oder religiöser Affinität (2001, S. 210ff); und *Spickard* lenkt die Aufmerksamkeit auf die Vorstellungsbilder, die verschiedene ethnische Gruppen vom jeweils »Anderen« haben (1989, passim).

Solche Faktoren können erklären, wieso das Heiratsverhalten häufig dem Muster der Homogamie folgt. Das Motto heißt dann »gleich und gleich gesellt sich gern« – und dies gilt, so kann man vermuten, wohl auch für Migranten. Die Neigung, einen Partner aus dem Herkunftsland zu wählen, mag so gesehen nicht sonderlich exzeptionell scheinen, sondern eher: normal. Wenn türkische Migranten vorwiegend Türken heiraten, dann ist dies demnach nichts anderes als das, was ähnlich auch Schwaben tun und ebenso Katholiken, Mittelschicht-Angehörige, Bauern: sie heiraten vielfach innerhalb ihres sozialen Umfeldes. So könnte man die Frage dann auch umgekehrt stellen: Was an diesem Heiratsmuster ist überraschend – ist es nicht umgekehrt das wahrscheinliche und erwartbare?

Bei genauerem Hinsehen allerdings erweist sich diese Argumentationskette als nicht unproblematisch. Implizit vorausgesetzt wird hier nämlich eine gewissermaßen natürliche Homogenität zwischen Migranten und der Bevölkerung im jeweiligen Herkunftsland. Demnach bilden die türkischen Migranten in Deutschland zusammen mit den Türken in der Türkei eine gemeinsame Gruppe, und ebenso die marokkanischen Zuwanderer in Frankreich mit den Marokkanern in Marokko.

Dass aber eine solche Sortierung zweifelhaft ist, lassen die Befunde vieler neuerer Migrationsstudien erkennen. Migranten türkischer Herkunft in Deutschland (oder pakistanischer Herkunft in Großbritannien) sind demnach nicht einfach Türken bzw. Pakistanis, sondern sie bilden – in bezug auf Erfahrungen, Erwartungen, Bedürfnisse, Werte – eine eigenständige Gruppe, eben die der Deutschtürken (oder der britischen Pakistanis). Ihre Lebenspraxis ist nicht einfach eine Weiterführung der Traditionen, die sie aus der Heimat mitgenommen und bei der Ankunft im Gastland wieder ausgepackt haben, sondern ist ebenso geprägt von der Erfahrung der Migration, des Neuankommens in einem fremden Land, und von den sozialen, politischen, rechtlichen, wirtschaftlichen Bedingungen im jeweiligen Aufnahmeland. Von Religion bis Familie, von Arbeit bis Feiern: Zentral ist stets der doppelte Bezugsrahmen, der Spannungsbogen zwischen dem »Hier« und dem »Dort«, aus dem neue kulturelle Mischformen erwachsen (*Baumann* 2002; *Kibria* 1993; *Tietze* 2001).

Ein transnationaler Erklärungsansatz

Genau diese eigentümliche Lebensform der Migranten bildet den Ausgangspunkt für den Erklärungsansatz, den ich im folgenden vorschlagen will. Er greift das Konzept der »Transnationalen Migration« auf, das in der Migrationsforschung zunehmend an Bedeutung gewinnt (Glick Schiller/Basch/Blanc-Szanton 1992; Pries 1996, 1997; Faist 2000; Fassmann 2002). Mit transnationaler Migration ist, grob zusammengefasst, folgendes gemeint: Migration heute ist immer weniger ein einmaliger und endgültiger Wandervorgang, sondern immer häufiger ein sich über Jahre oder gar Jahrzehnte hinziehender Prozess, gekennzeichnet durch ein Hin und Her zwischen Herkunftsland und Aufnahmegesellschaft. Es kommt vielfach nicht mehr zu einem eindeutigen Verlassen der Herkunftsgesellschaft und zu einer definitiven Zuwanderung in eine Aufnahmegesellschaft, sondern zu einer Lebensform, die dazwischen liegt und beide Gesellschaften verbindet. In der Folge entstehen neuartige Netzwerke – sozialer und politischer, wirtschaftlicher und kultureller Art –, die sich zwischen Herkunftsländern und Aufnahmegesellschaften herausbilden. Diese Verflechtungen werden transnationale soziale Räume genannt.

Im folgenden will ich zeigen, wie die beschriebenen Muster des Heiratsverhaltens Sinn und Bedeutung gewinnen, wenn man sie im Kontext von transnationalen Lebensbedingungen und Lebensprojekten entschlüsselt. Vorweg als These zusammengefasst: Aus der Besonderheit transnationaler sozialer Räume entstehen charakteristische Motive, Ziele und Hoffnungen, charakteristische Hindernisse, Zwänge, Enttäuschungen, die das Leben von Migranten auf vielen Ebenen prägen – auch und nicht zuletzt im Bereich des Heiratsverhaltens.

Um diesen Zusammenhang angemessen entfalten zu können, muss man zunächst einmal den Kontext und die Akteure genauer bestimmen. Im nächsten Schritt soll deshalb gezeigt werden, wie die Partnerwahl bei Migranten oft in charakteristisch eigenen Formen verläuft: Sie wird wesentlich bestimmt von Abwägungen und Interessen im Rahmen des Familienverbandes.

Der Einfluss der Familie

Migrantenfamilien weisen insgesamt eine große kulturelle Vielfalt auf, die sich aus der Verschiedenartigkeit ihrer nationalen, ethnischen und kulturellen Herkunft ergibt. Und auch wenn man speziell die Arbeitsmigranten betrachtet, findet man keine einheitliche Gruppe, sondern viele Unterschiede je nach nationaler, regionaler, ethnischer Herkunft, nach Religion, Bildungsstand, Aufenthaltsdauer, ökonomischer Integration im Ankunftsland usw. (Ballard 1990; Lesthaeghe/Surkin 1995; Pyke 2004; Shaw 2001, 2004; Sökefeld 2004). Dennoch kann man einige Grundzüge feststellen, die vielen Familien der Arbeitsmigranten gemeinsam sind – und die sie deutlich von der Mehrheit der Familien der Aufnahmegesellschaft abheben. Besonders sichtbar wird dies im Generationen- und Geschlechterverhältnis: Da gelten unter den türkischen, marokkanischen, pakistanischen Zuwanderern oft erheblich andere Regeln und Leitbilder als unter den Angehörigen der deutschen, französischen, britischen Mehrheitsgesellschaft (z.B. Gestring u.a. 2004; Sechster Familienbericht 2000, S. 8f; Shaw 2004).

Insgesamt gilt, der Familienverband hat in den Herkunftskulturen vieler Arbeitsmigranten ein weit größeres Gewicht als die Einzelpersonen, und er spielt nicht zuletzt bei der Partnerwahl eine wichtige Rolle. Während im Westen die beiden direkt Betroffenen – Mann und Frau – nach eigenen Wünschen und Neigungen den Partner/die Partnerin suchen, ist in den Herkunftsländern der Arbeitsmigranten oft ein anderes Heiratsmuster verbreitet. Da ist die Suche nach einem angemessenen Ehepartner für den Sohn oder die Tochter vielfach Aufgabe der Eltern und des Familienverbandes, wobei diese meist aus dem engeren Umkreis von Verwandtschaft, Dorfgemeinschaft, Nachbarschaft wählen, dabei Hierarchieregeln und Loyalitätsregeln folgen, auf Besitz und soziale Stellung achten. Mit anderen Worten: Hier ist oft

die arrangierte Ehe die Norm – im Extremfall als aufgezwungene Ehe (die Eltern befehlen), doch zur Gegenwart hin häufiger in milderer Form (auf die Wünsche der Kinder wird Rücksicht genommen).

Wie einschlägige Studien zeigen, wird diese letztere Form auch von vielen Migrantenfamilien im Aufnahmeland praktiziert (Autant 1995; Ballard 1990; Bouhlabel-Villac 1995, S. 127; Foner 1997, S. 964; Lestaeghe/Surkin 1995, S. 13f; Nökel 2002, S. 214ff; Shaw 2001, S. 324f; Shaw 2004, S. 280ff; Straßburger 1999, S. 154ff). Demnach kommen viele Ehen zwar über Vermittlung der Familien zustande, aber die Kinder sind nicht bedingungslos dem Willen der Eltern unterworfen, sondern haben zumeist ein Mitspracherecht.

Angesichts solcher Bedingungen stellt sich die Frage nun etwas genauer: Was motiviert die Eltern und oft auch die Kinder dazu, bei der Braut- bzw. Bräutigamsuche den Blick auf das Herkunftsland zu richten? Warum sollte es für sie erstrebenswert sein, dass der Sohn oder die Tochter jemand aus jenem armen und fernen Land heiratet, das sie selbst vor vielen Jahren verließen? Und umgekehrt kann man die Frage mit ähnlicher Berechtigung stellen: Was motiviert die Eltern und Kinder im jeweiligen Herkunftsland, ihrerseits eine Heirat zu wünschen, die für sie Trennung bedeutet und große geographische Distanzen aufreißt? Warum sollte es für sie wünschenswert sein, wenn der Sohn oder die Tochter jemanden heiratet, der in der Ferne ansässig ist und dort zur Gruppe der Minderheiten gehört?

Nach dem bisher Gesagten kann man die Antwort vermuten: Solche Heiratsmuster kommen zustande, weil die Partnerwahl weiterhin nach den tradierten Regeln verläuft. Dahinter steht das alte Motiv, das der familialen Allianzen, das sich durchhalten kann auch über Länder und Kontinente hinweg. Kurz zusammengefasst: Die Macht des Familienverbandes ist stärker als die Gegenkräfte, die geographischen und sozialen Trennlinien, die in der Migrationssituation angelegt sind.

Oder so jedenfalls könnte man meinen. Aber schaut man in die einschlägigen Studien hinein, so zeigt sich ein weitaus komplexeres Bild. Demnach ist es ein ganzes Geflecht von Erwägungen, Motiven, Ambitionen, die bei dieser Art der Braut- bzw. Bräutigamsuche hereinspielen. Dazu gehört auch der Einfluss des Familienverbandes. Aber das eigentlich Überraschende ist, und genau dies will ich im folgenden zeigen: Die geographische Distanz ist kein Hinderungsgrund, sondern, ganz im Gegenteil, oft die entscheidende Voraussetzung einer solchen Verbindung. Die Heirat kommt oft gerade deshalb zustande, weil die Partner zunächst nicht im selben Land leben, sondern der eine im Herkunftsland ansässig ist, der andere im Aufnahmeland. Pointiert formuliert: Die Differenz zwischen Herkunfts- und Aufnahmeland ist es gerade, die zur Paarbildung führt, sie ist der heimliche Heiratsvermittler und Trauzeuge der Paare.

4. Warum die Menschen im Herkunftsland transnationale Verbindungen suchen

Wohlstandsgefälle und transnationale Lebensprojekte

Beginnen wir mit Blick auf diejenigen, die im Herkunftsland leben. So unterschiedlich deren Umstände auch sein mögen, so gibt es doch ein durchgängiges Merkmal, das viele der Herkunftsländer verbindet: Von den Ländern der Ersten Welt sind sie getrennt durch ein starkes Wohlstandsgefälle.

Nun hat es freilich Armut und Not wohl immer in der Menschheitsgeschichte gegeben. Aber die Idee, aus dem Schicksal auszubrechen und zu neuen Ufern sich aufzumachen, ist durchaus nicht selbstverständlich, im Gegenteil: war vielen Menschen früherer Epochen durchaus fremd.

Warum also findet diese Idee heute viel breiteren Anklang, viel mehr Resonanz? Aus der Vielfalt der Bedingungen will ich hier nur eine herausgreifen: Eine wichtige Rolle spielen die zahlreichen Angebote der kulturellen Globalisierung, die neuartige Botschaften, Anreize,

Verheißungen vermitteln und so die Phantasie der Menschen wesentlich anregen. Auf diesen Zusammenhang hat der Anthropologe *Arjun Appadurai* verwiesen, der die Wirkung von Massenmedien betrachtet, z.B. von Filmen, Fernsehsendungen, Nachrichten. Der Wirkungskreis solcher Medien ist heute enorm: Sie finden Verbreitung bis in ferne Länder und Kontinente; und sie gelangen dort nicht mehr nur in die Metropolen, sondern immer mehr auch in die entferntesten Dörfer, sei es in Indien oder Ostanatolien. Die derartig vermittelten Bilder sind, wie wir wissen, vielfach verzerrt, voller Fiktionen und Mythen. Aber ob realitätsgerecht oder nicht, entscheidend ist ein anderer Punkt, und den macht *Appadurai* nachdrücklich klar: Solche Bilder beeinflussen heute die Lebensprojekte von immer mehr Menschen an immer mehr Orten der Welt. »Auf der ganzen Welt betrachten mehr und mehr Menschen durch die Optik möglicher, von den Massenmedien in jeder nur denkbaren Weise angebotenen Lebensformen ihr eigenes Leben. Das bedeutet: Phantasie ist heute ... in ungezählten Varianten Motor für die Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens vieler Menschen in vielerlei Gesellschaften« (1998, S. 22). Statt das eigene Leben einfach als Schicksal hinzunehmen, beginnen immer mehr Menschen, sich andere Welten vorzustellen und die eigene damit zu vergleichen. So wird das Leben auch der ganz gewöhnlichen Menschen nicht mehr nur durch die unmittelbaren Gegebenheiten bestimmt, »sondern immer mehr .. durch die Möglichkeiten ..., die von den Massenmedien (direkt oder indirekt) als realisierbar suggeriert werden« (1998, S. 24). Mit anderen Worten: Warum soll ich arm sein und unterdrückt, hungern und hoffnungslos schuften – wenn es anderswo Menschen gibt, die reichlich zu essen haben, ein Haus und ein Auto besitzen, bei Krankheit zum Arzt gehen können? Warum hier leiden? Warum nicht versuchen, dorthin zu kommen?

Und so wird Migration zum Traum vieler Menschen in vielen Ländern der Zweiten und Dritten Welt. Migration: dieses Wort verheißt Ausstieg aus Enge und Not, es verheißt Aufstieg und ein neues, besseres Leben.

Restriktive Migrationsbedingungen: Festung Erste Welt

Noch vor einigen Jahrzehnten war dieser Traum für viele Menschen erfüllbar. In den reichen Ländern des Westens wurden Arbeitskräfte gesucht, und so konnten viele Menschen als Arbeitsmigranten in die Erste Welt kommen. Nachdem inzwischen aber auch in den einst prosperierenden Ländern sich Armut und Arbeitslosigkeit ausbreiten, sind aus den ehemaligen Anwerbeländern längst Länder des Anwerbestopps geworden. Migranten sind unerwünscht – sofern sie nicht Kapital, Bildung, andere wertvolle Ressourcen mitbringen. In der Folge ist die Migrationsgesetzgebung zunehmend restriktiver geworden, die »Festung Europa« bzw. »Festung Erste Welt« ist ausgebaut worden und mit immer mehr Schutzwällen umgeben: Wachttürme, Bewegungsmelder, Infrarot-Kameras sichern sie ab.

Manche nun versuchen den Weg über Asyl. Aber seitdem die Anerkennungsverfahren verschärft worden sind, ist dies kaum eine realistische Hoffnung. Andere versuchen, ein Dasein als »Illegale« zu fristen. Aber das ist erst recht eine verzweifelte Hoffnung, die Aussicht auf ein Leben mit vielen Risiken, Ängsten und Unsicherheiten.

Doch es bleibt noch ein anderer Weg: »Familienzusammenführung« heißt das magische Wort, das einen legalen Einreiseweg verspricht. Je nach Land sind die einschlägigen Bestimmungen einmal enger, einmal weiter gefasst, aber im Kern ist die Regel stets ähnlich (*Kofman* 2004). Wer in den USA, in der EU, in Kanada oder Australien legal ansässig ist, kann enge Familienangehörige nachholen, die anderswo leben.¹

1) In den EU-Ländern und den USA ist Familienzusammenführung inzwischen der am meisten praktizierte Einreiseweg, in Kanada und Australien fallen zwischen einem Drittel und einem Viertel der Einreisen in diese Kategorie (*Khoo* 2001, S. 112f; *Kofman* 2004, S. 243f; *Swiaczy* 2004, S. 31).

Von daher erklärt sich, warum in den ökonomisch benachteiligten Ländern heute ein neuer Traum sich verbreitet: der Traum von der Heirat, die Einreise in eines der Wohlstandsländer erlaubt. Wer in der *Times of India* die Rubrik Heiratsgesuche liest, findet Sätze wie: »Schöne hellhäutige Frau aus guter Familie, Brahmanin, sucht Mann zweck Heirat, Greencardholder bevorzugt« (*Yogheswar* 2003). Ein Mann mit Einreisebillet! Ein Mann, der mich mitnehmen kann! Das ist der Wunschkandidat in den Armutsregionen der Welt, von Indien bis zu den Philippinen, von Brasilien bis Russland. Je mehr Migration zum Lebensprojekt wird, und je mehr andere Migrationswege sich als verschlossen erweisen, desto mehr wird Heirat zum Wunschziel, zur Hoffnung, zum Traum vom besseren Leben – nicht eine beliebige Heirat, sondern die Heirat mit einem Mann oder einer Frau aus dem Westen.

Die Frage ist nur, wie man einen solchen Partner oder eine solche Partnerin findet. Wer keine Verbindung zur Ersten Welt hat, mag sein Glück über Heiratsannoncen versuchen, über international tätige Heiratsagenturen oder über Arbeit im expandierenden Gewerbe des Sex-Tourismus. Aber wer in der Türkei lebt oder in einem der anderen Länder, aus denen die Arbeitsmigranten einst kamen, der hat oft eine bessere Chance: Er kann familiäre Netzwerke einsetzen (*Wilpert* 1992). Er hat, Welch ein Glück! einen Bruder, oder einen Cousin seines Vaters, oder einen einstigen Nachbarn, der heute in Frankfurt ansässig ist (oder in Amsterdam, in Straßburg, in London). Daraus kann man neue Allianzen aufbauen, im Grundmuster einfach: Wenn aus deinem Sohn und meiner Tochter ein Paar wird, dann ist dies eine gute Verbindung – und sie bringt noch ein besonderes Hochzeitsgeschenk, die Migrationsgarantie.

In der Folge gewinnen die einstigen Arbeitsmigranten und deren Kinder einen ganz neuen Status. Sie werden hochbegehrte Partner für junge Männer und Frauen, die in den Herkunftsländern leben. »Marrying a migrant's daughter is by far the most attractive way to gain admittance to the Netherlands, or in fact any Western country« (*Böcker* 1994, S.97). Das ist die ungewollte Nebenfolge der Migrationsrestriktionen: Je mehr die »Festung Europa« bzw. die Festung USA ausgebaut wird, desto mehr gewinnt in den Armutsregionen der Welt der Familienverband an Gewicht und Bedeutung. Weil familiäre Netzwerke und familiäre Beziehungen zum letzten Einlassstor in die Festung geraten, werden sie nun zum Anker für Migrationspläne und -hoffnungen. Zum Beispiel in Pakistan: »Young men pin their hopes of social advancement on going to England by marrying a relative there« (*Shaw* 2001, S.17).

Und ähnliche Hoffnungen haben junge Männer – und Frauen – in anderen Ländern. Zum Beispiel in der Türkei: *Gaby Straßburger* hat eine junge Frau türkischer Herkunft interviewt, die in Deutschland aufwächst. In den Ferien, so erzählt sie, fahren sie regelmäßig in die Türkei, in den Heimatort ihrer Eltern. Aber diese Ferien werden ihr zunehmend lästig. Denn seitdem sie 14 Jahre alt ist, bekommt sie dort ständig Heiratsofferten. Und die meisten Bewerber haben vor allem eines im Sinn: Sie wollen nach Deutschland.

»Wenn wir in Urlaub gefahren sind, hab ich gedacht um Gottes willen, wenn der Urlaub [nur bald] zuende ist! ... Du hattest gar keinen Urlaub gehabt, sondern dauernd Besuche. Wollt ich nicht mehr hin. Meistens ist es so, dass die wollen ... dass ich dort in der Türkei heirate und die hierher bringen würde. Deswegen kommen die immer zu meinen Eltern« (Interview-Ausschnitt aus *Straßburger* 1999, S. 158; ähnlich auch *Autant* 1995, S. 175).

Nach dem bisher Gesagten wird zumindest die eine Seite der transnationalen Heiratsverbindungen erklärbar. Für diejenigen, die im Herkunftsland leben, wird die Heirat mit einem Partner, der in der Ersten Welt ansässig ist, zur großen Hoffnung, vergleichbar dem Lottogewinn. Die Heirat wird zum Einlassbillet, um den Weg in das gelobte Land Anderswo antreten zu können: Sie wird zur »Einwanderungsstrategie« (*Shaw* 2001, S. 326ff).

5. Warum die Migranten zu transnationalen Heiratsverbindungen bereit sind

Aber umgekehrt stellt sich noch immer die Frage: Warum heiraten diejenigen, die bereits in der Ersten Welt angekommen sind – also die Migranten und deren Kinder – einen Partner, der aus dem Herkunftsland kommt? Was versprechen sie sich von einer solchen Verbindung? Was sind *ihre* Motive, *ihre* Beweggründe?

In den vorliegenden Materialien werden – so meine These – vor allem drei Motivbündel erkennbar. Das sind zum einen Bindungen bzw. Verpflichtungen aus Familiensolidarität; zweitens Verheißungen von Aufstiegsmobilität; und drittens schließlich die Hoffnung, die Machtbalance im Geschlechterverhältnis beeinflussen zu können.

Verpflichtungen aus Familienloyalität

In den Ländern, aus denen die Arbeitsmigranten kommen, hat, wie oben beschrieben, der Familienzusammenhalt meist großes Gewicht, Familiensolidarität und Familienloyalität sind wichtige Werte. Dass man sich wechselseitig unterstützt – und dies nicht nur in der unmittelbaren Familie, sondern auch im weitverzweigten Familienverband -, ist ein Gebot der Moral, eine selbstverständliche Aufgabe. Man hilft einander beim Hausbau, bei Geschäften, bei der Suche nach Arbeit. Und man hilft einander insbesondere auch dann, wenn es um Auswanderung geht. Migration ist in vielen Fällen kein Individualunternehmen, sondern ein Familienprojekt (z.B. Pries 1996; Shaw 2001).

Von daher ist die erste Vermutung, dass auch bei den Heiraten, um die es in unserem Zusammenhang geht, Familiensolidarität eine wichtige Rolle spielt. Tatsächlich findet man in den vorliegenden Untersuchungen immer wieder auch entsprechende Hinweise. So wird in einer Studie von Migranten berichtet, die aus der Dominikanischen Republik gekommen sind und in den USA leben. Um Familienangehörige nachholen zu können, haben sie allerlei Tricks und Strategien entwickelt, die restriktiven Einreisebestimmungen ihren Zwecken anpassend und »offener« gestaltend. Zum Beispiel:

»Out of a sense of moral obligation (>prestando una ayuda«, or >lending a helping hand«), some migrants helped needy members of their kindred and to a lesser extent other members of their networks to travel to the United States. In some instances, this was accomplished by loaning one's U.S. residence documentation – the coveted >green card« – to a relative resembling the identification photograph on the card ... Other migrants >lent a helping hand« by marrying their poor cousins or other kin ... in order to sponsor their migration. In such cases ... sexual relations between >marriage partners« were proscribed« (Georges 1990, S. 88f).

Ähnliche Strategien, so darf man vermuten, sind auch Migranten in anderen Ländern bekannt. Wer nicht das Glück hatte, in eine der Wohlstands- und Friedensoasen dieser Welt geboren zu werden, der muss Fähigkeiten des Überlebens entwickeln, vor allem die von den Herrschenden vorgegebenen Regeln flexibel auslegen lernen. In westlichen Augen gilt solches Handeln freilich als Betrug und Täuschungsmanöver, und Ehen der beschriebenen Art werden »Scheinehen« genannt und verfolgt. Aber die handelnden Migranten sehen darin nichts Anstößiges, im Gegenteil. Sie urteilen nach einem anderen moralischen Kompass: Für sie hat die Familie Priorität, und einem Familienmitglied zu helfen ist deshalb oberste Pflicht. Wenn die staatlichen Gesetze dafür keinen Raum bieten, dann muss man diese Gesetze eben gegebenenfalls etwas großzügiger handhaben. Oder wie Georges schreibt: »The priority assigned by U.S. immigration law to family reunification was imaginatively articulated with the moral obligation to help needy kin« (1990, S. 89; siehe auch Settles 2001; Rerrich 2006, Kap. VII).

Schaut man genauer hin, wird das Handeln aus Gefühlen der Familienloyalität oft noch verstärkt durch zwei weitere Motive. Da ist zum einen die Rückkehrabsicht. Hier deuten die vorliegenden Materialien auf folgenden Zusammenhang hin: Auch wenn Migranten schon

seit langem in einem neuen Land ansässig sind, wollen viele die Möglichkeit einer Rückkehr nicht völlig ausschließen – vielleicht nächstes Jahr, vielleicht in fünf Jahren, vielleicht wenn die Kinder erwachsen geworden (z.B. *Pagenstecher* 1996; zusammenfassend *Beck-Gernsheim* 2004, S. 21ff). Am Ende, so zeigt sich, bleibt die Rückkehr für viele ein Traum. Aber auch wenn er nie umgesetzt wird, hat dieser Traum doch praktische Folgen: Die Migranten sind dadurch eher geneigt, den Wünschen der Verwandten entgegenzukommen. Denn um sich die Möglichkeit der einstigen Rückkehr offenzuhalten, müssen die Migranten sich eine soziale Basis im Herkunftsland bewahren. Sie müssen eingebunden bleiben in die Beziehungsnetzwerke, die – wie sie wohl wissen – dort weiterhin großen Einfluss besitzen. Von daher haben sie an Heiratsprojekten der beschriebenen Art auch durchaus ein Eigeninteresse. Sie können damit Allianzen festigen, vielleicht noch weiter ausbauen, um ihre Position in der Heimat zu sichern (z.B. *Autant* 1995, S. 171; *Straßburger* 1999, S. 156). »Keeping connections to Pakistan« (*Shaw* 2001, S. 328f), allgemeiner gesagt: Beziehungen zur Heimat aufrechterhalten, das wollen viele Migranten. Das Tor zur Rückkehr wird damit offengehalten.

Darüber hinaus wird die Bereitschaft zur Familienloyalität manchmal auch auf andere Weise gestärkt – nämlich durch den sozialen Druck, den die Angehörigen in der Heimat ausüben (*Ballard* 1990, S. 243; *Shaw* 2001, S. 326; *Shaw* 2004, S. 281; *Straßburger* 1999, S. 157f). Hier spielt der Ehrbegriff eine entscheidende Rolle, der in vielen Ländern, aus denen Arbeitsmigranten kommen, eine wichtige Grundlage der sozialen Ordnung und des sozialen Zusammenhalts darstellt. Dabei ist die Ehre vor allem mit der Familienloyalität eng verknüpft. Wer die Gebote der Familienloyalität nicht einhält, dessen Ruf und dessen Ehre sind bedroht. Auch das also ist mit ein Grund, warum Migranten den Heiratsofferten aus der Heimat zustimmen: weil es sonst über sie heißt, dass sie moralische Grundsätze nicht achten; weil sonst ihre Ehre, ihr Ruf, ihre gesamte soziale Stellung Schaden erleiden. Man nehme z.B. die *Mirpuris*, moslemische Migranten pakistanischer Herkunft in Großbritannien. *Ballard* beschreibt anschaulich die Mischung aus eigener Bereitschaft und äußerem sozialen Druck, die hier zu Verbindungen mit Partnern aus dem Herkunftsland führt.

»When it comes to arranging their children's marriages, those *Mirpuris* with British-resident siblings – and so large has the scale of emigration been that very few are not in that position – invariably seek to remind their relatives of their familial responsibilities. Not only are their British-resident nephews and nieces precisely those to whom they would have expected to marry their children in the absence of emigration, but they also feel that the advantages which accrue from residence in Britain redouble their kinsmen's obligations in this sphere. Those lucky enough to have made it ought, as a matter of principle, to do everything in their power to share their blessings with their less fortunate kin. Many British *Mirpuris* often find these pressures and expectations hard to resist. Over and above their genuine feelings of loyalty to and affection for their now-distant kin, they are very conscious that a persistent rejection of all offers ... will inevitably be perceived by those at home as mean, unjustified and unnecessary; and that having been so put down, their slighted kinsfolk may well take every opportunity to blacken their name – a major sanction where *izzat* is so crucial« (*Ballard* 1990, S. 243).

Familienloyalität, manchmal gemischt mit Eigeninteressen, manchmal gemischt mit sozialem Druck – das ist demnach das erste Motivbündel, das Migranten dazu bewegt, für ihre Kinder einen Partner/eine Partnerin aus dem Herkunftsland zu wählen. Dabei wird zunächst einmal angeknüpft an tradierte moralische Pflichten. Aber die Handlungspraxis, die daraus entsteht, ist unverkennbar von der Moderne geprägt, vom Zeitalter der Migration und seinen Hoffnungen. Es ist eine Familienloyalität, die zu Migrationszwecken eingesetzt wird – Familienloyalität als Türöffner in transnationalen Räumen.

Verheißungen von Aufstiegsmobilität

Erinnern wir uns noch einmal an die oben zitierte Heiratsannonce aus Indien. Die Frau, die einen Ehemann suchte, war, so die Beschreibung, aus guter Familie, hellhäutig und zur Kaste der Brahmanen gehörend, kurzum: sie besaß Statusmerkmale, die in der indischen Gesellschaft hoch geschätzt werden. Das Wunschbild des zukünftigen Bräutigams war dagegen knapper bestimmt, Greencard-Besitzer sollte er sein.

Und diese Eigenschaft, das zeigen die einschlägigen Studien, hat im Zeitalter der Migrationsräume großes Gewicht. Um dieser Eigenschaft willen haben Migranten, wenn sie sich die Braut oder den Bräutigam im Herkunftsland suchen, einen strategischen Vorteil. Sie haben selbst viel zu bieten – die Migrationschance nämlich –, also können sie auch viel verlangen, was die Braut oder den Bräutigam angeht. Dazu drei Beispiele:

Zunächst eine Studie über vietnamesische Migranten, die in den USA ansässig sind. In Vietnam, so wird berichtet, können sie leicht eine Frau finden, und nein, nicht nur irgendeine: unter den bestaussehenden Frauen können sie wählen. Denn dort gibt es genug junge und attraktive Frauen, die nur darauf warten, auszuwandern zu können (*Thai* 2003, S. 244). Ein zweites Beispiel sind türkische Migrantinnen, die in den Niederlanden ansässig sind. Selbst wenn sie selbst nur eine gering qualifizierte Ausbildung haben, können sie – das zeigen die Daten – in der Türkei unter zahlreichen Kandidaten auswählen, die weit größeres Potential haben. Offensichtlich hat dies mit der Verschärfung der Migrationsgesetze zu tun, die sich zugunsten derjenigen auswirkt, die einen gesicherten Aufenthaltsstatus in der Ersten Welt haben: Deren »Marktwert« ist entsprechend gestiegen (*Hooghiemstra* 2001, S. 608, S.624). Für unseren Zusammenhang einschlägig ist drittens auch eine Studie über algerische Migranten in Frankreich. Sie zeigt, dass es manchmal nicht nur um die Migrationschance per se geht, sondern um weitere Chancen, die sich von daher eröffnen. Demnach ist aus der Perspektive der im Herkunftsland lebenden Familien die Heiratsverbindung mit einem Migranten eine Art Investition. Die Familie, die einen Migranten als Mitglied gewinnt, bekommt dadurch Zugang zu französischen Waren und ausländischer Währung, bekommt Zugang zu Frankreich – zumindest hat man nun eine Basisstation, die kostenlose Wohnmöglichkeit bietet. So ist zu erklären, warum algerische Frauen, die viele Vorzüge aufweisen (jung, städtische Herkunft, bessere Bildung) nicht selten Männer heiraten, die vergleichsweise wenig vorweisen können (die deutlich älter sind, vom Land stammen, eine schlechte Ausbildung haben). Bei solchen Verbindungen, die auf den ersten Blick wenig passend erscheinen, haben die Männer, schaut man genauer hin, einen entscheidenden Vorzug. Sie sind Migranten. Sie haben Algerien verlassen und leben heute in Frankreich (*Boulahbel-Villac* 1995, S.127f).

Auf dem Heiratsmarkt des Herkunftslandes sind also die Migranten im Vorteil. Ob Greencard oder gesicherter Aufenthaltsstatus in Deutschland oder britischer Pass: Wer solche Attribute vorweisen kann, steht im Herkunftsland in der Hierarchie-Skala oben. Das steigert die Heiratschancen für Migranten enorm. Und erhöht umgekehrt deren Bereitschaft, einen Ehepartner oder eine Ehepartnerin aus der alten Heimat zu wählen: Dort ist ihre Verhandlungsmacht größer (*Nauck* 2004: 92; siehe auch *Siebel* 2005:167f). So profitieren z.B. türkische Migrantenfamilien in Deutschland im durchaus wörtlichen Sinn, wenn sie einen jungen Mann aus der Türkei zum Schwiegersohn nehmen: Eine solche Verbindung »raises the bride-price and bargaining power of a young girl's family« (*Wilpert* 1992, S. 183f).

Für Migranten öffnen sich demnach neue Wege der Aufstiegsmobilität, wenn sie einen Partner/eine Partnerin aus dem Herkunftsland wählen. Innerhalb der Abstufungen der jeweiligen Herkunftsgesellschaft können sie ein Stück weit nach oben gelangen, weil sich – im Gefolge von Migration und Globalisierung – die Regeln dafür verschoben, was eine aus dem Blickwinkel des Familienverbandes sozial passende und wünschenswerte Heiratsverbindung ausmacht. Jetzt nämlich stellt die Frage sich neu: Worauf kommt es an, was muss

der ideale Kandidat vorweisen können? Im alten System, in der lokal oder national begrenzten Gesellschaft, ging es um Stand, Ansehen, Besitz im Sozialgefüge der Herkunftsgesellschaft. Im neuen System, in den transnationalen Räumen, die sich gegenwärtig herausbilden, sind solche Kriterien durchaus weiter präsent. Aber nun tritt ein neues Kriterium daneben, die Migrationschance eben. Sie verheißt den Ausweg aus der lokalen Misere. Sie verheißt den Aufstieg von der Zweiten oder Dritten Welt in die Erste.

In den transnationalen Räumen schieben sich derart mehrere Maßstäbe nebeneinander, mehrere Formen der Sozialhierarchie. In der Aufnahmegesellschaft mag der Migrant ganz unten stehen, weil er wenig verdient, schmutzige Arbeit verrichtet, fremdartig aussieht. Aber in den Augen derer, die im Herkunftsland leben, besitzt er großes Prestige: Er ist im Ausland. Er hat es geschafft. Hier liegt, wie einschlägige Studien zeigen, ein wichtiger Grund, warum viele Migranten transnationale Lebensformen entwickeln, also nach der Ankunft im neuen Land dort zwar dauerhaft ansässig werden, aber dennoch ihr Denken und Handeln nicht allein an der neuen Umgebung ausrichten, sondern die alten Bindungen beharrlich aufrechterhalten (Çağlar 1995; Goldring 1997). Ein wesentlicher Beweggrund ist offensichtlich die Statusdiskrepanz, die die Migranten erleben. Während sie im Aufnahmeland Herabsetzung und Diskriminierung erfahren, begegnet man ihnen in der alten Heimat ganz anders: Da haben sie Status, Ansehen, Einfluss.

Dieser Zusammenhang wird genau herausgearbeitet in einer Studie über vietnamesische Männer, die in den USA leben und dort niedrig qualifizierte Arbeit verrichten. Diese Männer gehören in den USA zur unteren Schicht der Gesellschaft. Im Weltmaßstab aber sind sie weit oben verortet: »Globally they are at the top, since the United States enjoys high status among nations« (Thai 2003, S. 242). Und nicht zuletzt deshalb suchen viele dieser Männer eine Braut aus Vietnam. Dort können sie eine Frau finden, die ihnen mit Respekt und Achtung begegnet, weil sie die Migration als Erfolgsleistung sieht. Dort können sie unter Kandidatinnen wählen, die, am lokalen Maßstab gemessen, zur Oberschicht zählen. Aber am anderen, am globalen Maßstab gemessen sind diese Frauen viel weiter unten verortet: »Globally [they are] at the bottom, since Vietnam has low status among nations« (Thai 2003, S.237). Und das genau stärkt die Position der Migranten und die Auswahlchancen, die sie in Vietnam am Heiratsmarkt haben.

Hier zeigt sich die besondere Art der Aufstiegsmobilität, die sich für Migranten eröffnet, wenn sie bei der Partnerwahl den Blick auf das Heimatland richten. Durch die Sozialhierarchie, die die Erste Welt von der übrigen trennt, haben Migranten (wieviel oder wie wenig sie im Aufnahmeland auch erreicht haben) in jedem Fall einen bedeutenden Erfolg vorzuweisen: Sie sind in der Ersten Welt ansässig geworden. Das genau verleiht ihnen Prestige, Ansehen, Achtung. Das ist das Sozialkapital, das sie im Herkunftsland einsetzen können – auch und nicht zuletzt da, wo es um Partnerwahl geht.

Machtbalance im Generationen- und Geschlechterverhältnis

Die Familienbeziehungen in Migrantenfamilien sind, wie schon oben gesagt, oft von deutlich anderen Regeln und Leitbildern bestimmt als diejenigen in der Aufnahmegesellschaft. Während in der Mehrheitsgesellschaft stärker ein Leitbild der Gleichberechtigung angestrebt wird, stehen in vielen Migrantenfamilien Werte wie Autorität, Respekt, Hierarchie mehr im Zentrum (z.B. Sechster Familienbericht 2000, S. 8f). Wo die Migranten aber auf Dauer im Aufnahmeland ansässig werden, bahnen sich in den Familienbeziehungen auch Veränderungen an, weil gerade die jüngeren Familienmitglieder – über Schule, Ausbildung, Medien usw. – von den Umgangsformen der Aufnahmegesellschaft nicht unberührt bleiben.

Unter diesen Bedingungen bekommt die Partnerwahl besonderes Gewicht, denn mit der Aufnahme eines neuen Familienmitglieds werden direkt die sensiblen Bereiche berührt, die

Umgangsformen im Generationen- und Geschlechterverhältnis. Wenn man die vorliegenden Studien aus dieser Perspektive betrachtet, kann man darin einige auffallend ähnliche Grundmuster erkennen. Vorweg kurz zusammengefasst: Wo das Generationen- und Geschlechterverhältnis nicht mehr fraglos festgeschrieben ist qua Tradition, sondern zumindest untergründig in Bewegung gerät – da wird auch und gerade die Partnerwahl zum Terrain, um die Familienordnung neu zu verhandeln und für die Zukunft aktiv zu gestalten. Da wird die Partnerwahl zum Austragungsort, um neue Umgangsformen im Generationen- und Geschlechterverhältnis gezielt einzubringen oder umgekehrt draußen zu halten.

Was heißt das konkret? Welche Strategien der Partnerwahl lassen sich in diesem Kontext verorten? Wie die Befunde verschiedener Studien andeuten, haben Migranten, die sich in der Situation der Entscheidungsfindung befinden, oft ein bestimmtes Vergleichsbild im Kopf, ein Kontrastbild etwa folgender Art: auf der einen Seite das Herkunftsland als Hort der Tradition; auf der anderen Seite das Aufnahmeland, und auch die *ethnic community* im Aufnahmeland, als Ort neuer Freizügigkeit. Dieser Erwartungshorizont gibt dann die Blickrichtung vor, um – je nach eigenen Präferenzen – den Wunschkandidaten/die Wunschkandidatin zu suchen. Wer selbst auf der Seite der Tradition steht, wird also sich eher im Heimatland umschauen. Zum Beispiel Migranten aus Südasien in Großbritannien und Belgien: Je mehr die Väter und Mütter in solchen Familien auf traditionelle Werte bedacht sind, desto eher sind sie irritiert von der jüngeren Migranten-Generation im Aufnahmeland und von deren Verhalten. Oder junge Türken und Türkinnen in Deutschland: Auch unter ihnen gibt es manche, die die Gleichaltrigen ihrer *ethnic community* als arrogant, sexuell freizügig, moralisch verdächtig ansehen. In beiden Fällen wird der Vergleich zum auslösenden Moment, um bei der Suche nach einem passenden Partner den Blick auf die alte Heimat zu richten. Dort, so die Erwartung, sind die jungen Leute noch mit den traditionellen Sitten und Werten vertraut. Dort sind sie noch nicht von den Freiheiten des Westens verdorben (*Ballard* 1990, S. 242; *Stopes-Roe/Cochrane* 1990, S. 137f; *Straßburger* 1999, S. 161f).

Das beschriebene Kontrastbild tritt noch deutlicher hervor, wenn man speziell die Motive und Wünsche der jungen Männer betrachtet, die auf Brautsuche sind. In der traditionellen Familienform war eine Hierarchie der Geschlechter angelegt, der Mann hatte Vorrang und Autorität. Die neue Geschlechterordnung dagegen, die die Lebensformen im Aufnahmeland prägt, ist dem Anspruch nach auf Gleichberechtigung angelegt. Das aber heißt, dass die Männer an Privilegien verlieren – oder so jedenfalls glauben viele von ihnen. Was also tun, um dem Verlust vorzubeugen? Eine naheliegende Möglichkeit ist, die Ehefrau dort zu suchen, wo das Leitbild der Gleichberechtigung vermutlich noch nicht so präsent ist, im Herkunftsland also. Und tatsächlich wird in einschlägigen Studien nicht selten eine solche Motivlage sichtbar, bei Migranten aus Pakistan, aus der Türkei, aus Vietnam, aus Marokko (*Autant* 1995, S. 173f; *Lievens* 1999, S. 728; *Reniers* 2001, S. 29; *Shaw* 2001, S. 330; *Thai* 2003). In ihren Augen sind die jungen Frauen, die im Aufnahmeland leben, zu verwöhnt und zu freizügig. Deshalb ist es besser, wenn man eine Braut aus dem Heimatland nimmt: »Die kennt die Sitten. Die begehrt nicht auf gegen dich« (*Shaw* 2001, S. 330).

Soweit die Präferenzen der Männer. Für junge Frauen aus Migrantenfamilien, so kann man nach dem bisher Gesagten vermuten, stellt sich die Entscheidungssituation eher umgekehrt dar (sofern sie überhaupt ein eigenes Entscheidungsrecht haben). Sie sind durch die Schule des Westens gegangen, im wörtlichen und im übertragenen Sinn, und sie sehen oft nicht ihre alleinige Lebensaufgabe darin, dem Mann und der Familie zu dienen. Da kann die Heirat mit einem Mann aus der Herkunftsgesellschaft, der wahrscheinlich den alten Traditionen anhängt, kaum attraktiv für sie sein. Wenn das aber so ist – warum heiraten dann viele junge Frauen aus Migrantenfamilien doch einen Partner, der aus dem Herkunftsland kommt? Die naheliegende Vermutung, vor allem in der Mehrheitsgesellschaft verbreitet, lautet: Sie werden verheiratet. Sie werden unter Druck gesetzt und zu solchen Ehen gezwungen.

In manchen Fällen mag dies zweifellos stimmen. Aber es ist wohl kaum der Normalfall. Das zeigen mehrere einschlägige Studien, junge Migrantinnen betreffend, deren Familien aus der Türkei bzw. aus Nordafrika stammen (Autant 1995, S. 174ff; Kofman 2004, S. 251f; Lievens 1999, S.717, S.728; Mumoz 1999, S. 117f). Die Untersuchungsbefunde stehen in deutlichem Gegensatz zu den Stereotypen der Mehrheitsgesellschaft: Demnach sind die betreffenden Frauen durchaus nicht nur gefügige Opfer, auch wenn ihre Heirat im Rahmen des Familienverbands arrangiert worden ist. Im Gegenteil, diese Frauen haben die Verbindung mit einem Mann, der aus dem Herkunftsland kam, auch selber gewollt. Sie haben die Vor- und die Nachteile einer solchen Verbindung zuvor sorgfältig erwogen – und sich dann dafür entschieden. Warum aber dies? Weil sie hoffen, damit ein Stück Freiraum gegenüber traditionellen Erwartungen und Kontrollen gewinnen zu können. Weil sie hoffen, die Machtbalance in der Ehe damit zu ihren Gunsten verschieben zu können. Pointiert formuliert: Gerade weil sie sich in die patriarchalisch-hierarchische Geschlechterordnung nicht mehr fraglos einfügen wollen, sind sie zu einer Heiratsverbindung bereit, bei der der Partner aus dem Herkunftsland kommt.

Das mag auf den ersten Blick paradox scheinen. Und hat doch, schaut man genauer hin, durchaus eine innere Logik. Denn wenn der Mann aus dem Herkunftsland nachzieht, hat in der Regel die Frau einen deutlichen Wissensvorsprung. Sie kann die Sprache des Aufnahmelandes, sie kennt sich aus mit dessen Institutionen, Lebensformen und Regeln. Damit kann sich die Machtbalance in der Familie ein Stück weit zu ihren Gunsten verschieben. Hinzukommt, auch dies ist ein nicht zu unterschätzender Vorteil, dass die Schwiegereltern weit weg sind, gewissermaßen in sicherer Entfernung: Also muss man nicht bei ihnen einziehen, sich nicht ihrer sozialen Kontrolle fügen, nicht alltäglich Gehorsam erweisen. So gesehen kann die Bilanz auch in Augen der betreffenden Frauen positiv sein. Pointiert zusammengefasst: »Women may marry an imported partner in order to satisfy 'modern' goals« (Lievens 1999, S. 717).

Im beginnenden 21. Jahrhundert sind, wie vielfach beschrieben, die Geschlechterverhältnisse in Bewegung geraten, jedenfalls in der westlichen Welt. Die Folgen reichen bis in viele Lebensbereiche hinein – auch und nicht zuletzt bei Migranten. In der jüngeren Generation der Migranten können wir bei Männern wie Frauen heute Strategien der Partnerwahl finden, die jeweils einem ähnlichen Ziel folgen: Es geht darum, unter den sich wandelnden Bedingungen die Machtbalance im Geschlechterverhältnis neu auszutarieren. Dabei setzen beide Geschlechter, Männer wie Frauen, ihre Hoffnung oft auf eine Heiratsverbindung, bei der der Partner/die Partnerin aus dem Herkunftsland kommt. Ob diese Hoffnung im Ehealltag auch eingelöst wird – ob der nachziehende Mann tatsächlich weniger Machtansprüche stellt; ob die nachziehende Frau tatsächlich gefügiger und gehorsamer ist –, ist eine andere Frage (Lievens 1999, S. 728f; Thai 2003, S. 248ff). Entscheidend für den Prozess der Entscheidungsfindung ist zunächst einmal dies: dass im Bewusstsein beider Geschlechter eine solche Heiratsverbindung strategische Vorteile verheißt.

6. Schluss

Wer heiratet wen und warum? Die Partnerwahl unter Migranten ist zum Thema politischer und wissenschaftlicher Diskussionen geworden. In der Öffentlichkeit wird vor allem vermutet, es sei ein Zeichen für mangelnde Integration oder für das Festhalten an der überkommenen Tradition, wenn Migranten einen Partner oder eine Partnerin aus dem Herkunftsland heiraten.

Nach der hier vorgelegten Analyse ergibt sich jedoch ein deutlich anderes Bild. Demnach sind die Motive für ein solches Verhalten vor allem in der Besonderheit transnationaler Räume und in den Lebensbedingungen zu suchen, die sich in solchen Räumen herausbilden. Drei solcher Bedingungskonstellationen wurden gezeigt: Da sind erstens die Anforderungen der Familienloyalität, die sich unter Bedingungen der Globalisierung neu gestalten. Dies gilt

nicht zuletzt da, wo die Festung Europa/Erste Welt immer weiter ausgebaut wird und für diejenigen, die auf Migration ihre Lebenshoffnungen setzen, Heirat zur einzigen und letzten Migrationschance wird. Zweitens spielen hier die neuen Formen der weltweiten Ungleichheit eine Rolle, die Hierarchie zwischen Ländern der Ersten und Dritten Welt. Das gibt den Migranten, die den Sprung in die ersehnte Erste Welt geschafft haben, Status und Ansehen in der Herkunftsgesellschaft und auf dem dortigen Heiratsmarkt große Chancen. Drittens schließlich sind die Geschlechterverhältnisse in Bewegung geraten, in der Mehrheitsgesellschaft, aber auch in Migrantenfamilien. In dieser Konstellation sind Männer wie Frauen bemüht, die Machtbalance in der Ehe neu auszutariieren und ein Stück weit zu den eigenen Gunsten zu verschieben – und auch dabei kann die Heiratsverbindung mit einem nachziehenden Partner strategische Vorteile versprechen.

Aus dem Gesagten geht eines zwangsläufig hervor: Entgegen landläufigen Meinungen sind solche Heiratsverbindungen nicht das Resultat eines starren Festhaltens an Traditionen; im Gegenteil. Was wie alte Tradition aussieht, ist in Wirklichkeit ein Mischungsverhältnis, wo bisherige Verhaltensmuster auf neue Vorgaben, Anforderungen, Strukturzwänge treffen. »La tradition au service des transitions« (Autant 1995): Hier zementiert die Tradition nicht einfach das, was immer schon war, sondern bereitet den Weg vor für Übergänge und Wandlungsprozesse. Oder wie Reniers schreibt: Hier entsteht »a new rationale for an old practice ... Matrimonial practices [adapt to ...] the new context created by migration and migration policies« (2001, S. 36f).

Bleibt nur die Frage: Wie wird die Zukunft aussehen? Werden die Migranten weiterhin ihre Heiratspartner im Herkunftsland suchen, oder werden sie im Generationenablauf allmählich andere Heiratsmuster entwickeln und ihre Partner mehr im Aufnahmeland suchen, vielleicht unter den Angehörigen der *ethnic community* dort, vielleicht auch unter den Angehörigen der Mehrheitsgesellschaft? Aus den vorliegenden Untersuchungen gibt es dazu Hinweise, die in unterschiedliche Richtungen deuten.² So ist denkbar, ja vielleicht auch wahrscheinlich, dass sich kein einheitlicher Trend herausbilden wird, sondern unterschiedliche Muster je nach einzelner Gruppe, abhängig z.B. von Religionszugehörigkeit, wirtschaftlicher Situation im Herkunftsland wie im Aufnahmeland usw. Aber eines zumindest ist nach dem bisher Gesagten ganz offensichtlich: Solange die Länder der ersten Welt die Einwanderungsgesetze immer weiter verschärfen, solange schaffen sie selbst starke Anreize für Heiratsmuster der beschriebenen Art, bei denen der Partner/die Partnerin aus dem Herkunftsland kommt. Es sind die nicht-intendierten, die paradoxen Nebenfolgen ihres eigenen Handelns, nämlich der »Festung Europa«, mit denen die Aufnahmeländer hier konfrontiert werden – und die sie dann mit Erstaunen, Irritation, ja Argwohn betrachten.

2) Siehe z.B. Ballard 1990, S. 241f; Lievens 1999, S. 741f; Reniers 2001, S. 36; Shaw 2001, S. 332; Shaw 2004, S. 283; Straßburger 1999, S. 155f.

Literatur

- Appadurai, Arjun (1998): Globale ethnische Räume. In: Ulrich Beck (Hrsg.): Perspektiven der Weltgesellschaft. Frankfurt: Suhrkamp, S. 11 – 40
- Autant, Claire (1995): La tradition au service des transitions. Le mariage des jeunes Turcs dans l'immigration. In: *Migrants-Formations*, 101, S.168 – 179
- Bade, Klaus/Bommers, Michael (Hrsg.) (2004): Migration – Integration – Bildung. IMIS-Beiträge, Heft 23, Universität Osnabrück
- Ballard, Roger (1990): Migration and kinship: the differential effect of marriage rules on the processes of Punjabi migration to Britain. In: Colin Clarke, Ceri Peach, Steven Vertovec (Hrsg.): *South Asians Overseas. Migration and ethnicity*. Cambridge u.a.: Cambridge University Press, S. 219 – 249
- Battaglia, Santana (2000): Verhandeln über Identität. Kommunikativer Alltag von Menschen binationaler Abstammung. In: Ellen Frieden-Blum u.a. (Hrsg.): *Wer ist fremd? Ethnische Herkunft, Familie und Gesellschaft*. Opladen: Leske und Budrich, S. 183 – 202
- Baumann, Martin (2002): Migrant Settlement, Religion and Phases of Diaspora. Exemplified by Hindu Traditions Stepping on European Shores. In: *Migration*, Heft 33/34/35, S. 93 – 117
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1999): Juden, Deutsche und andere Erinnerungslandschaften. Im Dschungel der ethnischen Kategorien. Frankfurt: Suhrkamp
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (2004): Wir und die Anderen. Vom Blick der Deutschen auf Migranten und Minderheiten. Frankfurt: Suhrkamp
- Böcker, A. (1994): Chain Migration over Legally Crossed Borders: Settled Immigrants as Bridgeheads and Gatekeepers. In: *The Netherlands' Journal of Social Sciences* 30, S. 87 – 106
- Boulahbel-Villac, Yeza (1995): The Integration of Algerian Women in Paris: A Compromise Between Tradition and Modernity. In: *United Nations (Hrsg.): International Migration Policies and the Status of Female Migrants*. New York, S.116 – 130
- Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (Hrsg.) (2005): *Migration, Integration und Asyl in Zahlen*. 13. Auflage
- Çağlar, Ayse S. (1995): German Turks in Berlin: social exclusion and strategies for social mobility. In: *new community* 21, S. 309 – 323
- Distelbrink, Marjolijn/Loozen, Suzanne (2005): Jonge Turken en Marokkanen over gezin en trakverdeling. In: *Bevolkingstrends*, S. 77 – 82
- Esser, Hartmut (1980): *Aspekte der Wanderungssoziologie. Assimilation von Wanderern, ethnischen Gruppen und Minderheiten*. Darmstadt: Luchterhand
- Faist, Thomas (2000): *The Volume and Dynamics of International Migration and Transnational Social Spaces*. Oxford: Oxford University Press
- Fassmann, Heinz (2002): Transnationale Mobilität: Empirische Befunde und theoretische Überlegungen. In: *Leviathan* 30, S. 345 – 359
- Foner, Nancy (1997): The Immigrant Family: Cultural Legacies and Cultural Changes. In: *International migration review* 31, S. 961 – 974
- Georges, Eugenia (1990): *The Making of a Transnational Community. Migration, Development, and Cultural Change in the Dominican Republic*. New York: Columbia University Press
- Gestring, Norbert/Janssen, Andrea/Polat, Ayça/Siebel, Walter (2004): Die zweite Generation türkischer Migranten. In: *Einblicke* Nr. 40, herausgegeben von der Universität Oldenburg, S. 8 – 11
- Glick Schiller, Nina/Basch, Linda/Blanc-Szanton, Cristina (1992): Transnationalism: A New Analytic Framework for Understanding Migration. In: Nina Glick Schiller/Linda Basch/Cristina Blanc-Szanton (Hrsg.): *Towards a Transnational Perspective on Migration. Race, Class, Ethnicity, and Nationalism Reconsidered*. *Annals of the New York Academy of Science*, Vol. 645, New York, S. 1 – 24
- Goldring, Luin (1997): Power and Status in Transnational Social Spaces. In: Ludger Pries (Hrsg.): *Transnationale Migration. Soziale Welt, Sonderband 12*. Baden-Baden: Nomos, S. 179 – 195

- Hooghiemstra, Erna (2001): Migrants, Partner Selection and Integration: Crossing Borders? In: *Journal of Comparative Family Studies* XXXII, S. 601 – 626
- Janßen, Andrea/Polat, Ayça (2006): Soziale Netzwerke türkischer Migrantinnen und Migranten. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Heft 1 – 2, S. 11 – 17
- Khoo, Siew-Ean (2001): The Context of Spouse Migration to Australia. In: *International Migration* 39, no.1, S. 111 – 131
- Kibria, Nazli (1993): *Family Tightrope. The Changing Lives of Vietnamese Americans*. Princeton: Princeton University Press
- Klein, Thomas (2000): Binationale Partnerwahl – Theoretische und empirische Analysen zur familialen Integration von Ausländern in der Bundesrepublik. In: Sachverständigenkommission 6. Familienbericht (Hrsg.): *Familien ausländischer Herkunft in Deutschland. Materialien zum 6. Familienbericht, Band I. Opladen: Leske und Budrich*, S. 303 – 346
- Kofman, Eleonore (2004): Family-Related Migration: A Critical Review of European Studies. In: *Journal of Ethnic and Migration Studies* 30, No.2, S. 243 – 262
- Leggewie, Claus (2000): Integration und Segregation. In: Klaus J. Bade/Rainer Münz (Hrsg.): *Migrationsreport 2000. Fakten – Analysen – Perspektiven*. Frankfurt – New York: Campus, S.85 – 107
- Lesthaeghe, R./Surkin, J. (1995) Heterogeneity in Social Change: Turkish and Moroccan Women in Belgium. In: *European Journal of Population* 11, S.1 – 29
- Lievens, John (1999): Family-Forming Migration from Turkey and Morocco to Belgium: The Demand for Marriage Partners from the Countries of Origin. In: *International Migration Review* 33 (3), S. 717 – 744
- Merton, Robert K. (1976): Intermarriage and the Social Structure. In ders.: *Sociological Ambivalence and Other Essays*. New York 1976, S.217 – 250 (erstmalig gedruckt in *Psychiatry: Journal of the Biology and Pathology of Interpersonal Relations*, 1941)
- Munoz, Marie-Claude (1999): Epouser au pays, vivre en France. In: *Revue Européenne des Migrations Internationales*.25, No. 3, S. 101 – 123
- Nauck, Bernhard (2004): Familienbeziehungen und Sozialintegration von Migranten. In: Klaus J. Bade/Michael Bommes (Hrsg.): *Migration – Integration – Bildung*. IMIS-Beiträge, Heft 23, Universität Osnabrück, S. 83 – 104
- Nökel, Sigrid (2002): Die Töchter der Gastarbeiter und der Islam. Zur Soziologie alltagsweltlicher Anerkennungspolitiken. Eine Fallstudie. Bielefeld: transcript Verlag
- Ohliger, Rainer/Raiser, Ulrich (2005): *Integration und Migration in Berlin. Zahlen – Daten – Fakten*. Herausgegeben vom Beauftragten des Senats von Berlin für Integration und Migration. Berlin
- Pagenstecher, Cord (1996): Die »Illusion« der Rückkehr. Zur Mentalitätsgeschichte von »Gastarbeit« und Einwanderung. In: *Soziale Welt* 47, S. 149 – 179
- Pries, Ludger (1996): Transnationale Räume. Theoretisch-empirische Skizze am Beispiel der Arbeitswanderungen Mexiko – USA. In: *Zeitschrift für Soziologie* 25, Heft 6, S. 456 – 472
- Pries, Ludger (Hrsg.) (1997): *Transnationale Migration*. Soziale Welt, Sonderband 12. Baden-Baden: Nomos
- Pyke, Karen (2004): Immigrant Families in the US. In: Jacqueline Scott, Judith Treas, Martin Richards (Hrsg.): *The Blackwell Companion to the Sociology of Families*. Malden u.a.: Blackwell, S. 253 – 269
- Rerrich, Maria S. (2006): *Die ganze Welt zuhause. Cosmophile Putzfrauen in privaten Haushalten*. Hamburg: Hamburger Edition. (erscheint Herbst 2006)
- Reniers, Georges (2001): The Post-Migration Survival of Traditional Marriage Patterns: Consanguineous Marriages among Turks and Moroccans in Belgium. In: *Journal of Comparative Family Studies* XXII, No.1, S. 21 – 41
- Römhild, Regina (2003): Globalisierte Heimaten. Kulturanthropologische Betrachtungen in der Alltagskultur. In: Hans-Peter Burmeister (Hrsg.): *Die eine und die andere Kultur. Interkulturalität als Programm*. 46. Loccumer Kulturpolitisches Kolloquium. Rehberg-Loccum: Loccumer Protokolle 2003, S. 41 – 52

- Sachverständigenrat für Zuwanderung und Integration (2004): Migration und Integration – Erfahrungen nutzen, Neues wagen. Nürnberg: Bundesamt für Migration und Flüchtlinge
- Sechster Familienbericht (2000): Familien ausländischer Herkunft in Deutschland. Herausgegeben vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Berlin
- Settles, Barbara H. (2001): Conflicts between Family Strategies and State Policy in a Global Society. In: *Journal of Comparative Family Studies* XXXII, S. 147 – 166
- Shaw, Alison (2001): Kinship, Cultural Preference and Immigration: Consanguineous Marriage among British Pakistanis. In: *Journal of the Royal Anthropological Institute*, Volume 7, S. 315 – 334
- Shaw, Alison (2004): Immigrant Families in the UK. In: Jacqueline Scott, Judith Treas, Martin Richards (Hrsg.): *The Blackwell Companion to the Sociology of Families*. Malden u.a.: Blackwell, S. 270 – 285
- Siebel, Walter (2005): Objektive und subjektive Faktoren der Integration resp. der Ausgrenzung von Migranten im biographischen Verlauf. In: Schaderstiftung u.a. (Hrs.): *Zuwanderer in der Stadt*. Darmstadt, S. 149 – 172
- Sökefeld, Martin (2004): Das Paradigma kultureller Differenz. Zur Forschung und Diskussion über Migranten aus der Türkei in Deutschland. In: Ders. (Hrsg.): *Jenseits des Paradigmas kultureller Differenz. Neue Perspektiven auf Einwanderer aus der Türkei*. Bielefeld: transcript Verlag, S. 9 – 33
- Spickard, Paul R. (1989): *Mixed Blood. Intermarriage and Ethnic Identity in Twentieth-Century America*. The University of Wisconsin Press: Wisconsin
- Stopes-Roe, Mary/Cochrane, Raymond (1990): *Citizens of this Country: The Asian-British*. Clevedon: Multilingual Matters
- Straßburger, Gaby (1999): »Er kann deutsch und kennt sich hier aus«. Zur Partnerwahl der zweiten Migrantengeneration türkischer Herkunft. In: Gerdien Jonker (Hrsg.): *Kern und Rand. Religiöse Minderheiten aus der Türkei in Deutschland*. Berlin: Verlag Das Arabische Buch, S. 147 – 167
- Straßburger, Gaby (2000): Das Heiratsverhalten von Personen ausländischer Nationalität oder Herkunft in Deutschland. In: Sachverständigenkommission 6. Familienbericht (Hrsg.): *Familien ausländischer Herkunft in Deutschland. Materialien zum 6. Familienbericht, Band I*, Opladen: Leske und Budrich, S. 9 – 48
- Straßburger, Gaby (2003): Ein Zeichen der Integration, kein Zeichen der Trennung. In: *Heiratsverhalten und Partnerwahl im Einwanderungskontext*. Augsburg: Universitätsreden, Heft 50, herausgegeben vom Rektor der Universität Augsburg, Augsburg, S. 25 – 36
- Swiaczny, Frank (2004): Migration in den Niederlanden. In: *BiB-Mitteilungen*, Heft 4, S. 31f
- Thai, Hum Cam (2003): *Clashing Dreams: Highly Educated Overseas Brides and Low-Wage U.S. Husbands*. In: Barbara Ehrenreich/Arlie Russell Hochschild (Hrsg.): *Global Woman. Nannies, Maids and Sex Workers in the New Economy*. London: Granta Books, S. 230 – 253
- Tietze, Nikola (2001): *Islamische Identitäten. Formen muslimischer Religiosität junger Männer in Deutschland und Frankreich*. Hamburg: Hamburger Edition
- Vaskovics, Laszlo A. (1987): Soziale Integration durch gemischt-nationale Ehen? Dargestellt am Beispiel der Bundesrepublik Deutschland. In: Klaus Zapotoczky/Rudolf Richter (Hrsg.): *Die europäische Herausforderung Österreichs*. Linz, S.131ff
- Vetter, Stephanie (2001): Partnerwahl und Nationalität. Heiratsbeziehungen zwischen Ausländern in der Bundesrepublik Deutschland. In: Thomas Klein (Hrsg.): *Partnerwahl und Heiratsmuster. Sozialstrukturelle Voraussetzungen der Liebe*. Opladen: Leske und Budrich, S. 207 – 231
- Wilpert, Czarina (1992): The Use of Social Networks in Turkish Migration to Germany. In: M. M. Kritz u.a. (Hrsg.): *International Migration Systems. A Global Approach*. Oxford: Carendo Press, S. 177 – 189
- Yogeshwar, Ranga (2003): Sita im Musikantenstadl. In: *Süddeutsche Zeitung*, 26.08.2003

Elisabeth Beck-Gernsheim
Universität Erlangen-Nürnberg,
Institut für Soziologie,
Kochstr. 4,
91054 Erlangen